

Skizzen aus der Lausitz

Region und Lebenswelt
im Umbruch



alltag & kultur

Böhlau



Institut für
Europäische Ethnologie
der Humboldt-Universität zu Berlin &
Sorbisches Institut /
Serbski institut
Bautzen (Hg.)

Skizzen aus der Lausitz

Region und Lebenswelt im Umbruch

Projektgruppe:

Jens Adam
Jyoti Chakma
Jochen Fetzer
Kerstin Frei
Stephan Heinen
Andrea Hotzko
Anne Hubach
Cordula Knieß
Ines Neumann
Sebastian Panwitz
Cordula Ratajczak
Victoria Schwenzer
Ralph Wall
Bettina Warnecke

Projektleitung:

Franziska Becker
Elka Tschernokoshewa

SONDERDRUCK
im Buchhandel nicht
erhältlich



Böhlau Verlag 1997

„Das ist eine Region voller Widersprüche“

Einleitung

Endlose, bis zum Horizont reichende Kohlegruben, dünenartig aufgeworfene Abraumhalde, gefräst von gigantischen Baggern; das „Schwarze Gold“ der Lausitz verheizende Braunkohlenkraftwerke, die wie Wahrzeichen in den Himmel ragen. Diese Bilder sind ebenso bekannt wie plakativ. Für die einen stehen sie für ein ökologisches Horrorszenerario, produziert von einer Schwerindustrie, die Dörfer verschlingt, Landschaft zerstört und Luft verschmutzt. Für andere sind diese Bilder Ausdruck faszinierender technischer Errungenschaften mit ästhetischem Reiz, deren Anblick von Aussichtsplattformen zu genießen ist, die einladen zur Teilhabe an der „Schönheit“ der industriellen Moderne. Für wiederum andere repräsentieren sie Wohlstand, sozialen Aufstieg, Arbeitsplatzsicherung und die Identität einer Industrieregion.

Ein komplementäres Bilderrepertoire, das der industriellen Dominanz ein folkloristisches Kolorit zu verleihen scheint, vermitteln vor allem Hochglanzbroschüren und Bildbände über die Region: pittoreske, idyllische Dörfer, ältere Frauen in regionaltypischer Tracht, Folkloretanzgruppen auf festlichen Umzügen. Für die einen sind diese Bilder Ausdruck lebendigen Brauchtums und kultureller Identität, die es zu bewahren gilt: Beweis der Existenz einer ethnischen Minderheit, die das Profil einer Region prägt und bereichert. Für andere stellen sie medienwirksame Inszenierungen einer eigentlich verschwundenen Volkskultur dar, die über Fördergelder künstlich am Leben gehalten wird und an der politische Minderheitentoleranz demonstriert werden kann. Für wieder andere gelten diese Raumbilder als Kompensationsstrategien einer Industrieregion, die ihre bäuerliche Vergangenheit symbolisch zurückholt und historisierend verklärt.

Diese Bilder und Positionen waren in unseren Köpfen, als wir, eine Projektgruppe des Berliner Instituts für Europäische Ethnologie, unsere Reise in Dörfer der Niederschlesischen Oberlausitz an den östlichen Rand Deutschlands begannen. Diese einschlägigen Bilder von sorbischer Folklore und Braunkohlenindustrie waren es, die auf uns wirkten und die uns gleichermaßen zu Fragen anregten.

Die Annäherung an ein geographisch abgestecktes Gebiet birgt Gefahren in sich und stellt gerade aus kulturwissenschaftlicher Perspektive immer ein heikles Unterfangen dar. Mit Blick auf die Geschichte der Volkskunde und der Ethnologie, die allzuoft abgeschlossene Kulturräume konstruiert und untersucht haben, wollten wir in unserem zweijährigen Studienprojekt vermeiden, regionale Identität zu kreieren oder ungebrochen fortzuschreiben, denn damit wird das „Typische“ einer Region zementiert, statt die Aufmerksamkeit auf konkrete Lebensverhältnisse, soziale Prozesse und Alltagswelten zu lenken. Mit dem Zugang der „teilnehmenden Beobachtung“ und mehrwöchigen Feldforschungen vor Ort versuchten wir, den individuellen Bewältigungsstrategien des Strukturwandels in dieser ostdeutschen Industrieregion auf der Mikroebene der Lebenswelten und Milieus nachzu-

gehen. Jenseits der stereotypen Bilder existieren dennoch spezifische regionaltypische Problemlagen, die wir zu Beginn unseres Aufenthaltes durch eine Vielzahl möglicher Fragestellungen erschließen wollten:

Spielt sorbische Identität in alltäglichen Bedeutungszusammenhängen eine Rolle, oder ist das Sorbische verschwunden, weil es an eine vergangene bäuerliche Volkskultur geknüpft ist? Wird Sorbischsein als plakative Fremdzuschreibung erfahren, oder kann sorbische Identität als attraktive Option wahrgenommen werden? Welche Alltagserfahrungen verbinden sich mit dem Deindustrialisierungsprozeß nach der Wende, der sowohl mit Arbeitslosigkeit als auch mit Mobilitätszumutungen verbunden ist? Welche kulturellen Bewältigungsstrategien entwickeln verschiedene soziale Milieus, um mit dieser brenzlichen Lage, die die Optimismus-Rhetorik des „Aufschwungs Ost“ konterkariert, umzugehen? Wie wurde die Umsiedlung ganzer Dörfer aufgrund des fortschreitenden Braunkohlentagebaus erlebt und verarbeitet? Da unsere ausgewählten Dörfer zum Teil in einem als Vorranggebiet für die Braunkohle ausgewiesenen Terrain liegen, das dem Abbau von Kohle bei zukünftigem Bedarf die Priorität vor allen anderen Nutzungen einräumt, stellte sich nicht zuletzt die Frage, wie mit dieser ungewissen Situation einer möglichen Abbagerung umgegangen wird.

Nicht alle diese Fragen konnten wir im Laufe unseres Projekts beantworten. Einige entwickelten sich weiter, andere führten ins Leere. Dennoch beschreiben sie die Themenschwerpunkte, die sich in den Beiträgen dieses Buches wiederfinden.

Eine Topographie

Schleife, Mühlrose, Rohne, Trebendorf, Halbendorf, Groß Düben, Nochten und Boxberg heißen die Dörfer, in denen wir mehrere Wochen lebten und forschten. Bis auf die beiden zuletzt genannten gehören sie zum Kirchspiel Schleife, das heißt zu einer evangelischen Kirchengemeinde, die zu DDR-Zeiten und auch noch heute als eigenständige sorbische „Folkloreregion“ bezeichnet wird, da sie eine spezifische sorbische Tracht und einen eigenen sorbischen Dialekt aufweist. Zwischen dem Schleifer Kirchspiel und den Dörfern Nochten und Boxberg erstreckt sich der Tagebau Nochten, der Mitte der sechziger Jahre aufgeschlossen wurde. Hier mußte in den siebziger Jahren das Dorf Tzschelln dem Tagebau weichen.

Alle Dörfer haben zweisprachige Ortsschilder, die auf das „sorbische Siedlungsgebiet“ verweisen, das durch die sächsische Landesverfassung rechtlich geschützt ist. Sie befinden sich heute im Niederschlesischen Oberlausitzkreis des Landes Sachsen, nahe der Stadt Weißwasser, nur wenige Kilometer von der polnischen Grenze entfernt. Zu DDR-Zeiten gehörten sie zum „Kohle- und Energiebezirk Cottbus“, der mit seinen Tagebauen, Kohlekraftwerken und Energiekombinaten - das bekannteste unter ihnen ist wohl das in den fünfziger Jahren entstandene Gaskombinat Schwarze Pumpe - einen großen Teil der Energieversorgung der DDR gewährleistete. Die Stadt Weißwasser war durch ihre Keramik- und Glasindustrie bekannt, deren Produktion nach der Wende auf ein Minimum reduziert wurde. Auch die zurückgehende Energienachfrage und der verringerte Braunkohlenbedarf in der Wirtschaft und in den Haushalten führte zur Schließung von Tagebauen. Sowohl in den umliegenden Gruben als auch im nahen Kraftwerk Boxberg werden in größerem Umfang Arbeitsplätze abgebaut. Teile des Kraftwerks mußten stillgelegt werden, weil sie den ökologischen Richtlinien nicht mehr entsprachen. Trotzdem sind die Kraftwerksbetreiberin Veag und die Lausitzer Braunkohle Aktiengesellschaft (Laubag) die wichtigsten Arbeitgeber der Lausitzer Industrieregion, die das größte deutsche Braunkohlerevier nach dem Rheinland umfaßt. Die Arbeitslosenzahl lag im Juni 1997 im Bereich des Altkreises Weißwasser bei 21,3%, das sind etwa 10% mehr als im Bundesdurchschnitt.

Die Wiederbelebung des Sorbischen kann auch als Reaktion auf die ökonomischen Umstrukturierungen der Region gedeutet werden. In dieser Perspektive erscheinen gewisse Anstrengungen Schleifes – mit seinen 2.100 Einwohnern das größte Dorf des Kirchspiels – als der Versuch, sich über den Rückgriff auf die sorbische Lokalkultur eine relativ vorteilhafte Position in einer Region des industriellen Niedergangs zu sichern. So gelang es, nicht unbeträchtliche Mittel des Freistaates Sachsen, aber auch aus EU-Förderprogrammen zum Aufbau eines sorbischen Kulturzentrums in das Dorf zu holen. In Schleife befindet sich außerdem seit 1995 das Regionalbüro der Stiftung für das Sorbische Volk, deren Aufgabe in der Förderung sorbischer Einrichtungen und Initiativen liegt und die von Bund und Ländern finanziert wird. Schließlich ist Schleife seit demselben Jahr Sitz des Regionalbüros der Domowina, des Bundes Lausitzer Sorben e.V., des Dachverbands der Sorben und ihrer Vereinigungen mit lokaler und regionaler Gliederung.

Das kleinere, etwa 230 Einwohner zählende Dorf Mühlrose, das direkt an der Tagebaukante liegt, wurde in den sechziger Jahren teilabgebaggert. Ein Teil von Trebendorf, der „Hinterberg“, liegt im Abbaugelände des Tagebaus Nochten und wird bis zum Jahr 2017 der Kohle weichen müssen. In das sogenannte „Vorranggebiet“ fallen zwei Dörfer des Schleifer Kirchspiels - Rohne und Mulkwitz - sowie Teile von Schleife und Mühlrose. Das Vorranggebiet markiert einen Bereich, der je nach der weiteren Entwicklung der Kohleindustrie für den Abbau vorgesehen ist, worüber zu einem späteren, noch unbestimmten Zeitpunkt entschieden wird. Das 1993 erstellte Energieprogramm Sachsens hat jedenfalls den Braunkohlenbergbau in Ostsachsen als politisches Ziel über die Mitte des kommenden Jahrhunderts hinaus festgeschrieben. Dabei soll sich der Kohleabbau auf einige Schwerpunkte - wie etwa Nochten - konzentrieren.

Fährt man die Bundesstraße 156 von Weißwasser Richtung Bautzen, kommt man am östlichen Rand des Tagebaus Nochten vorbei. Linkerhand erstreckt sich ein Truppenübungsplatz der Bundeswehr, der früher der NVA als Militärgelände diente, und daran anschließend ein weiterer Tagebau, die Grube Reichwalde. Leicht zu übersehen ist das am Rande der Bundesstraße gelegene, knapp 300 Einwohner zählende Dorf Nochten, dessen ehemalige Hauptstraße abrupt am Grubenrand endet. Hier mußten kurz vor der Wende mehrere Gehöfte den Baggern weichen. Während es beispielsweise in Schleife bis zur Wende noch einen LPG-Betrieb gab und in den anderen Dörfern zum Teil heute noch Nebenerwerbslandwirtschaft betrieben wird, entwickelte sich das Nachbardorf Boxberg mit dem Bau des gleichnamigen Kraftwerks, des größten Braunkohlenkraftwerks der DDR, Ende der sechziger Jahre zur reinen Industriegemeinde, die sich mit dem Bau von über tausend ferngeheizten Wohnungen für die aus der ganzen DDR herbeiströmenden Familien und Montagearbeiter um ein Vielfaches vergrößerte. Das Dorf hat heute über 3.000 Einwohner.

Ein Dorf lag außerhalb unseres eigentlichen Untersuchungsfeldes: Das brandenburgische Kausche, zwischen Senftenberg und Cottbus gelegen, wurde deshalb vergleichend herangezogen, weil es das jüngste Beispiel einer Umsiedlung darstellt, die erst Ende 1996 abgeschlossen wurde.

Zeitweilig Dasein

Wie kann man sich dem dörflichen Alltag nähern, wenn man nicht vor Ort längere Zeit gelebt hat? So stand von Anfang an fest, daß wir uns im Sommer 1995 bei verschiedenen Gastfamilien über mehrere Wochen einmieten, um aus den Begegnungen mit den Menschen heraus die Fragestellungen zu konkretisieren. Unsere Themen waren angesichts der bunten Fragemischung zunächst weit gefaßt, unsere Herangehensweise offen: Das führte dazu, daß sich in der Dynamik der Forschung immer wieder neue Fragen ergaben, andere

sich als völlig irrelevant erwiesen. Um nicht in die Tradition der volkskundlichen Sorbenforscher eingereiht zu werden, wollten wir es vermeiden, direkt nach dem „Sorbischen“ zu fragen, um nicht nur jene plakativen Stereotypen abzufragen, die längst öffentlich dokumentiert sind. Diese Vorsicht wurde schnell von der dörflichen Realität überholt, denn allein unsere ethnographische Präsenz löste Stellungnahmen und Positionierungen zum Sorbischen aus. So reagierte zum Beispiel eine Dorfbewohnerin auf die Anwesenheit eines Studenten mit den Worten: „Ich denke ja über die Sache erst wieder nach, seitdem Sie bei uns sind.“

Für manche von uns war die Lausitz nicht nur geographisch fremdes Terrain. Herauskatapultiert aus dem städtischen Studentenumfeld fanden wir uns in einem dörflichen Lebenszusammenhang wieder. Zumindest für einige in der Gruppe versprach die ostdeutsche (sorbische?) Provinz ein exotisches Abenteuer und eine Begegnung mit „dem Fremden“ in der eigenen Gesellschaft. Das Paradigma der klassischen Ethnologie, die sich mit dem räumlich weit entfernten Fremden beschäftigt, schien eingeholt. Doch relativ schnell stellte sich angesichts der Normalität dörflichen Lebens Ernüchterung ein, und die Alltäglichkeit des (scheinbar) Banalen ließ eine konkrete Fragestellung mitunter in weite Ferne rücken. Manches dreihundertseitige Forschungstagebuch zeugt von der Flut an Material, das vom Reden über die Dachziegel des selbstgebauten Hauses oder die Krankheiten der Nachbarin bis hin zur ausgelaufenen ABM-Stelle oder zum Sprachverbot des Sorbischen im Nationalsozialismus reichte.

Einigen unter uns erschien die merkwürdige anfängliche Exotisierung der Region, aus der sie selber stammten, befremdlich, und sie korrigierten diesen Blick auch immer wieder. Sie mußten angesichts des (vermeintlich) Vertrauten von vornherein mehr Distanz entwickeln, die eine Forschung erst möglich macht. In unseren Texten wird dieses Wechselspiel von Nähe und Distanz sichtbar gemacht: Einer „sorbischen Insiderin“ aus unserer Gruppe schien ihr Untersuchungsfeld zunächst sehr vertraut, während der Begegnung mit ihren Gesprächspartnern kehrte sich diese Vertrautheit aber dann auch in ein Befremden um, wenn sorbische Identitätswürfe stark von dem eigenen Entwurf abwichen. Ein anderes Mitglied unserer Gruppe, aus Bangladesh stammend, trat seine Feldforschung unter ganz entgegengesetzten Voraussetzungen an; als „sichtbarer“ Fremder wurde er zur Projektionsfläche für die Bilder, die im Dorf über Ausländer existieren.

Feldforschung besteht immer aus einem wechselseitigen Wahrnehmungs- und Beobachtungsverhältnis. Nicht nur wir waren an unseren Gesprächspartnern interessiert, sondern auch sie an uns: Wir wurden befragt, eingeschätzt, mit Rollen bedacht und mit Erwartungen konfrontiert. Manche der Gewährsleute fanden das Anliegen absurd, die Selbstverständlichkeiten ihres Alltag erforschen und darüber schreiben zu wollen - ein Alltag, der ihnen selbst viel zu bekannt und zu banal erschien, um einer universitären oder wissenschaftlichen Beschäftigung angemessen zu sein. Dieser Anspruch der Ethnologie, Alltagswelten zu rekonstruieren, mußte sich in der konkreten Begegnung immer wieder neu legitimieren, was - verstärkt durch unseren offenen Feldzugang - nicht selten zur Legitimationskrise des Forschenden selbst führte.

Neben solchen Rechtfertigungsbemühungen für die eigene ethnologische Neugier gab es auch explizit geäußertes Mißtrauen der Gewährsleute, das sich unter anderem in Stasi-Vergleichen ausdrückte („Was spionierst Du denn hier rum, das ist ja wie bei der Stasi!“), welche auf biographische Erfahrungen verwiesen. Fast immer löste sich dieses anfängliche Mißtrauen während des Zusammenlebens in den Dörfern zugunsten eines vertrauten und persönlichen Verhältnisses gegenseitiger Sympathie auf. Das machte es mitunter schwierig, das in der teilnehmenden Beobachtung angelegte Spannungsverhältnis von Distanz und Nähe auszuhalten und produktiv zu beschreiben.

Es wurden aber auch klare politische Ansprüche an die Forschenden herangetragen; so zum Beispiel die Aufforderung, Sprachrohr zu sein und die erlittene Ungerechtigkeit

einer Abbaggerungserfahrung zu DDR-Zeiten publik zu machen, oder die Erwartung eines sorbischen Minderheitenpolitikers, die Existenz und Alltagsrelevanz sorbischer Kultur nachzuweisen und damit den wissenschaftlichen Beweis der finanziellen Förderungswürdigkeit gegenüber staatlichen Instanzen zu liefern.

Schließlich wurden wir auch auf der Ebene der Geldgeber des Drittmittelprojektes mit unterschiedlichen Anforderungen konfrontiert. So erwarteten in einer Präsentationsrunde unserer Zwischenergebnisse Mitglieder der Domowina, daß wir den durch Abbaggerung entstandenen Identitäts- und Kulturverlust für das „sorbische Ethnikum“ ausloten und dokumentieren, während Vorstandsmitglieder der Laubag eher daran interessiert waren, daß wir diese Verknüpfung auflösen und sie über die „sozialen Kosten“ der Abbaggerung in den Dörfern in Kenntnis setzen. Das schien uns eine janusköpfige Anforderung zu sein: Der Ethnologie wird zum einen die Verzauberung, zum anderen die Entzauberung des „Ethnikums“ zugewiesen.

Wer sind die Sorben?

Wer sind die Sorben, was ist sorbische Kultur, gibt es die Sorben überhaupt noch? Diese Fragen wurden uns immer wieder gestellt, wenn wir versuchten, Außenstehenden das Studienprojekt kurz zu skizzieren. Antworten sind auf verschiedenen Ebenen möglich, die das Spannungsfeld der Definitionen und Bedeutungsfelder umschreiben:

In der sächsischen Landesverfassung ist von der „sorbischen Volksgruppe“ die Rede, deren Recht auf Schutz, Erhaltung und Pflege der „nationalen Identität“ in ihrem „angestammten Siedlungsgebiet“ gewährleistet wird. Im Juli 1994 wurde vom brandenburgischen Landtag das „Gesetz zur Ausgestaltung der Rechte der Sorben (Wenden)“ verabschiedet. Die Sorben werden hier als ein Volk verstanden, das seit dem 6. Jahrhundert in der Lausitz ansässig ist und seine Sprache und Kultur trotz Assimilierungsversuchen bis heute bewahrt habe. Ferner wird das sogenannte „angestammte Siedlungsgebiet“ als ein Territorium definiert, in dem eine „kontinuierliche sprachliche und kulturelle Tradition“ bis in die Gegenwart hinein „nachweisbar“ ist. Das individuelle Recht eines freiwilligen Bekenntnisses ethnischer Zugehörigkeit wird zugesichert. Auch für Sachsen ist ein „Sorbenengesetz“ geplant, das voraussichtlich 1998 verabschiedet wird; zur Zeit gilt noch das Gesetz von 1948. Die Europäische Union fördert in Ausnahmefällen kulturelle Projekte, die von überregionaler Bedeutung sind. Ansonsten entscheidet die Stiftung für das sorbische Volk über die Förderung sorbischer Aktivitäten.

Auf einer institutionellen Ebene versteht sich die Domowina als gebündelte sorbische Interessenvertretung gegenüber Öffentlichkeit, Institutionen und Behörden. Sie geht dabei von den Sorben als einer zählbaren Größe aus: von etwa 60.000 in Sachsen, Brandenburg und außerhalb der Lausitz. In ihrem Statut stellt sie sich das Ziel, „Sprache und Kultur des sorbischen Nationalbewußtseins“ zu bewahren, zu fördern und zu verbreiten.

In regionalen Selbstdarstellungen, so beispielsweise in einer Broschüre der Sorbischen Kulturinformation Bautzen (1994), wird mit Bildern von Tracht und Brauchtum touristisch geworben. Die erläuternden Texte beschreiben expressive Formen sorbischer Kultur. So heißt es über die Schleifer Region, daß sich in diesem „ehemals wegen seines sandigen Bodens ärmsten Gebietes der Lausitz ... die Schleifer Tracht nach Form und Farbe am reinsten erhalten (hat) ... Aber auch nach Volksmusik, Brauchtum, Dialekt, Dorfarchitektur und herbem Landschaftsreiz zählt die Schleifer Gegend zu den originellsten sorbischen Regionen.“

Eine alltagsbezogene Forschung fragt anders als die auf offizieller, institutioneller und medialer Ebene geltenden Vorstellungen, die sich in Begriffen wie „Volk“, „Nationalbewußtsein“, in feststellbaren Zahlen, geschichtlichen Kontinuitäten und authentischem

Brauchtum ausdrücken, danach, wie diese und andere Konzeptionen von Sorbischsein in unmittelbare lebensweltliche Kontexte eingebunden sind. Dabei bestand der Konsens in unserem Studienprojekt von Anfang an darin, essentialistische Ethnizitätsvorstellungen abzulehnen. Wir wollten keine „Stammesforschung“ betreiben, die eine ethnische Abstammungsgemeinschaft in ihrer „kulturellen Wesenhaftigkeit“ festschreibt. Einer solchen Vorstellung liegt ein geschlossener Kultur-, Raum- und Zeitbegriff zugrunde, der kulturelle und soziale Prozesse negiert. So macht es beispielsweise einen Unterschied, ob man nach sorbischem Selbstverständnis während der rassistischen Politik des Nationalsozialismus fragt oder die Zeit der sozialistischen Minderheitenförderung mit ihrer expliziten Kulturpflege betrachtet.

Die Rede von der festen „Substanz des Ethnikums“ produziert starre Bilder und Definitionen von Ethnizität, die der Vielfältigkeit von Lebensgeschichten und generativen Erfahrungslagen zuwiderlaufen. Ebenso werden situative Identifikationsmöglichkeiten, Identitätszumutungen und die Dynamik von Selbst- und Fremdzuschreibung ausgeblendet. Genau diese Uneindeutigkeit und Lebendigkeit ethnischer Grenzziehungen sind jedoch der Stoff, aus dem Feldforschende ihre Erfahrungen sammeln.

Trotz dieses Konsenses entwickelten sich in unserer Gruppe unterschiedliche Herangehensweisen und Forschungsperspektiven, von denen zwei Positionen kurz umrissen werden sollen. So wird in der einen Perspektive mit Konzepten von kultureller Gruppenidentität im Generationszusammenhang gearbeitet. Die Weitergabe der sorbischen Sprache wird über vier Generationen hinweg verfolgt, dabei werden Kontinuitäten und Brüche je nach sozialer Erfahrungslage beschrieben. Der Ort der Weitergabe der sorbischen Sprache verlagert sich im Zuge der DDR-Kulturpolitik von der Familie in die Schule. Dieses generative Weitergeben der Sprache über den Schulunterricht bildet bis heute eine kollektive Erfahrung, die allerdings inzwischen durch die sächsische Schulpolitik gefährdet ist. Sprache bildet hier, auch wenn sie nicht mehr im Alltag gesprochen wird, den symbolischen Ethnizitätsbezug und konturiert den Unterschied zwischen einem kollektiven „Wir“ und den Anderen.

Während dieser Ansatz kollektive Kulturmuster in den Blick rückt, fragt ein anderer Zugang nach dem Sorbischen als diskursive Praxis und versucht, die Bedeutungskontexte zu erschließen, die sich hinter dem „Etikett“ des Sorbischen verbergen. Sorbische Kultur ist hier nichts, was geteilt wird, sondern ein Feld, in dem man sich auseinandersetzt. Ethnizität wird als Konstruktion betrachtet, die in der interaktiven Begegnung entsteht und bestimmte Bilder produziert, zu denen man sich situativ ins Verhältnis setzen muß. So ärgert sich eine Gewähnsfrau in einer Situation über ihren „deutschen“ Ehemann, der gerne eine „echte Sorbin“ zur Frau hätte, um im nächsten Moment ihre „slawische Identität“ gegenüber Diskriminierungen zu verteidigen. Ethnizitätskonstruktionen können nicht unabhängig von Interessenlagen und Machtverhältnissen gedacht werden, wenn zum Beispiel staatliche Förderungszusammenhänge ethnische Nachweise quantitativer Art verlangen.

Diese beiden unterschiedlichen Perspektiven finden sich in ähnlicher Form auch in der aktuellen und breit aufgefächerten Ethnizitätsdebatte wieder. Während der einen Perspektive in zugespitzter Form vorgeworfen wird, hier werde die substantialistische Ethnizitätsauffassung nur neu aufgelegt, indem von kulturellen Prägungen auf ein ethnisches Kollektiv geschlossen wird, wird an der anderen Perspektive kritisiert, sie würde die Wirklichkeit des Anderen leugnen und damit in letzter Konsequenz kulturelle Differenz negieren. Dieser Streit ist nicht entscheidbar, klar dürfte jedoch sein, daß der jeweilige Blick auf Ethnizität das eigene Forschungsfeld strukturiert und die Ergebnisse mitbestimmt. Damit bestätigt sich die Einsicht, daß empirische Forschung das, was sie zu beschreiben vorgibt, ein Stück weit mitkonstruiert.

Der Fall Horno geriet in den letzten Jahren immer wieder in die Schlagzeilen: Das 350 Einwohner zählende Dorf soll um die Jahrtausendwende dem Tagebau Jänschwalde nördlich von Cottbus weichen. Ein Großteil der Hornoer wehrt sich erbittert gegen das Abbaggern ihres Ortes. Sie bezweifeln, daß der Strom, der in Jänschwalde erzeugt wird, in ein paar Jahren noch gebraucht wird. Auch die Domowina fordert den Erhalt des Dorfes, da es Teil des „sorbischen Siedlungsgebietes“ ist. Die Laubag argumentiert jedoch mit dem Erhalt von mehreren tausend Arbeitsplätzen für die südbrandenburgische Region und begründet damit die Notwendigkeit der Abbaggerung.

In diesem Konflikt stehen sich zwei Positionen gegenüber, die das politische Spannungsfeld beschreiben, in dem sich unser Studienprojekt bewegte. Daß gerade diese beiden Positionen von den Geldgebern unseres Drittmittelprojekts - der Laubag und der Stiftung für das Sorbische Volk, vertreten durch die Domowina - eingenommen wurden, mag diese doppelte politische Brisanz andeuten.

Auf der einen Seite wird das soziale Argument der Arbeitsplatzsicherung und die energiepolitische Notwendigkeit der „Kohle“ ins Feld geführt, auf der anderen Seite wird Ethnizität als politische Ressource im Kampf um den Raum genutzt. Diese ethnische Argumentation konnte sich nicht zuletzt deshalb so wirkungsvoll Gehör verschaffen, weil der Glaube an die Prosperität der Kohleindustrie im öffentlichen Bewußtsein seit der Wende brüchig geworden ist.

Eine Verknüpfung von substantiell gedachter Ethnizität und Territorium geht davon aus, daß ethnische Gruppen in bestimmten, ihnen als zugehörig gedachten Gebieten beheimatet sind. In dieser konservierenden Vorstellung, mit der manche Abbaggerungsgegner argumentieren, fallen soziale Gruppe, Kultur, Identität und Raum zusammen; soziale Veränderungen durch Mobilität und verschiedene ethnische Selbstbezüge können in diese Argumentation der „ethnischen Insel“, die über feststellbare Grenzen verfügen soll, nicht integriert werden. Abbaggerung kommt demnach einem „Substanzverlust“ für das „Ethnikum“ gleich.

Wir sind der Meinung, daß Umsiedlung eine soziale Erfahrung der Zwangsmigration ist, die den Menschen zunächst unabhängig von ethnischen Zugehörigkeiten betrifft: Deshalb macht es keinen Sinn, zwischen abgebagerten Sorben und abgebagerten Deutschen zu unterscheiden. Kultur wird hier als Handlungspraxis bedeutsam und nicht als ethnische Zugehörigkeit. Einer Abbaggerung liegt grundsätzlich immer eine Mobilitätszumutung zugrunde, die sozial bewältigt werden muß. Ein möglicher kulturwissenschaftlicher Blick richtet sich demnach auf den erzwungenen Ortswechsel als sozialen Übergang und fragt nach den Auswirkungen auf den eigenen Lebensentwurf, auf Familie, soziale Netzwerke, Nachbarschaft und den dörflichen Sozialzusammenhang. So bleiben Kohlemigranten nicht nur Opfer, sondern werden auch zu Akteuren, deren Gestaltungsspielraum - das muß gleichwohl betont werden - aufgrund des Diktats ökonomischer Machtverhältnisse stark eingeschränkt ist.

Aber auch wenn man, wie wir es tun, mit flüssigen Ethnizitätskonzepten operiert, schließt das die Vorstellung eines Verlustes von sorbischer Kultur durch Abbaggerung nicht aus. Denn bei einer kollektiven Umsiedlung ganzer Dörfer, die in der Regel einen Modernisierungsschub darstellt, können bestimmte Güter einer als sorbisch ausgewiesenen Regionalkultur nicht einfach transloziert werden. Die regionaltypischen Siedlungsformen gelten als Bestandteile einer sorbisch-bäuerlichen Vergangenheit und fungieren als materielle Anhaltspunkte des kollektiven Gedächtnisses, die durch eine Abbaggerung verloren zu gehen drohen. Sie prägen eine historisch gewachsene Kulturlandschaft und sind nicht einfach reproduzierbar. Allerdings wollten wir nicht bloß den kollektiven Verlust von sorbischer Kultur konstatieren. Um Verlufterfahrungen auszuloten, war vielmehr zu

fragen, wie bedeutsam ein solcher Ortsbezug ist, der sich auch aus ethnischen Symbolen speisen kann, und welchen Veränderungen er aufgrund einer Umsiedlung unterliegt.

Auch in der von uns untersuchten Region ist die Abaggerungsproblematik - wenn auch weniger spektakulär als im umkämpften Horno - präsent: Teile der Dörfer sind bereits verschwunden, anderen Orten stehen Umsiedlungen noch bevor. Wir hatten die Sorge, daß die Finanzierung des Projekts durch den einflußreichsten Großkonzern der Region, der Arbeitsplätze abbaut und Dörfer abbaggert, nachhaltigen Einfluß auf die Begegnung mit den Dorfbewohnern haben könnte, zumal in einer von der Laubag erstellten Bestandsaufnahme der sozialen Situation in den Dörfern um den Tagebau Nochten von einer „emotional angespannten Lage“ die Rede ist, in der „Bürgerbefragungen“ zur Zeit nicht möglich seien. So befürchteten wir, während der Feldforschung mit der Laubag und ihren energiepolitischen Positionen identifiziert zu werden, ohne daß wir es wollten.

Allerdings stellte sich die Kohleproblematik auf der dörflichen Alltagsebene viel komplexer und heterogener dar, als wir zu Beginn vermuteten. Kohle- und Energiewirtschaft als geschlossenen Machtkomplex zu verhandeln, schien aus dieser Perspektive nicht mehr plausibel, denn es besteht ein vielseitiges Beziehungsgeflecht zwischen den Dörfern und der Laubag, nicht zuletzt deshalb, weil viele Menschen immer noch in Kraftwerk und Grube beschäftigt sind.

Als wir anlässlich einer Besichtigungsfahrt des Tagebaus Nochten mit Mitgliedern der örtlichen Domowina-Gruppe auf einem Abschnitt der bereits rekultivierten Kippe standen, fragten wir die Frauen, ob sie uns die Lage des in den siebziger Jahren abgebaggerten Nachbardorfes Tzschelln zeigen könnten. Sie wurden sich nicht einig: mal zeigten sie in die eine, mal in die andere Richtung. Die Lage von Tzschelln konnte aber keine von ihnen mit Sicherheit rekonstruieren. Der Ort bleibt unauffindbar, die „Wüste“ bietet keinen Anhaltspunkt für die Erinnerung. Eine der älteren Frauen begann, von den ausgedehnten Waldgebieten um Nochten herum zu schwärmen und deren Verlust zu beklagen. Sie selbst verlor im Zuge der Nochter Teilabaggerung das familiäre Gehöft. Im nächsten Moment drehte sie sich um, sah in der Ferne einen der Bagger und erklärte uns voller Stolz: „Den fährt mein Junge, der Fred!“. An der Reaktion von Freds Mutter wird genau jene ambivalente Haltung deutlich, der wir in der Region immer wieder begegnet sind: Verlusterfahrung und Identifikation mit der „Kohle“ schließen sich nicht aus und können sich in einer Person bündeln.

Auch in den kommunalpolitischen Entscheidungsprozessen spielt diese Ambivalenz von negativen und positiven Auswirkungen der Kohleindustrie eine Rolle. So formulierte einer der Bürgermeister die zwiespältige Position seiner Gemeinde in einem Konflikt mit der Laubag um ökologische Gutachten, in dem sich das Dorf übergangen fühlte: „Eigentlich müßten wir bei der Geschichte hart bleiben, aber wir leben nun mal von Kohle und Energie.“

Diese Abhängigkeit auf der sozioökonomischen Ebene hat auch ein „Ethos der Region“ (Rolf Lindner) hervorgebracht, dessen soziale Trägerschaft die Kohle- und Energiearbeiter darstellen. Dieses „Ethos“ ist ein historisch gewachsenes: Der „Kohle- und Energiebezirk Cottbus“, in dem zwei Drittel aller Braunkohlevorkommen der DDR lagerten, leistete einen wichtigen Beitrag zur Energieversorgung des sozialistischen Staates. Die Kohle- und Energiearbeiter wurden als Angehörige schwerindustrieller Betriebe bevorzugt behandelt: höhere Durchschnittseinkommen und Sonderzuteilungen wiesen sie als privilegierte Arbeiter aus. Die Politik der sozialen und ökonomischen Förderungen ging mit einem spezifischen Berufsstolz einher, der in Gesprächen mit uns immer wieder mit Schwung. Wenn etwa ein langjähriger Boxberger Kraftwerker rückblickend formuliert: „Wir waren die Größten“, so darf das nicht als individuelle Selbstüberschätzung verstanden werden, sondern verweist vielmehr auf kollektive soziale Erfahrungen.

Aber auch die Kehrseite dieses sozialen Profils der Region zeichnet sich verstärkt seit der Wende ab. Die Auswirkungen des einsetzenden Deindustrialisierungsprozesses werden sichtbar und müssen von einem Großteil der Industriearbeiter bewältigt werden. Drohende Arbeitslosigkeit und berufliche Umorientierungen versetzen Lebensläufe in Spannung. Das Augenmerk liegt hier auf der Frage, was die Dominanz von Kohle- und Energiewirtschaft lebensweltlich bedeutet und welchen Gestaltungsspielraum die unterschiedlichen Akteure haben. Auch wenn das Verhältnis von Dörfern und Industrie nicht als ein polares zu fassen ist, bleibt einer monoindustriell strukturierten Region ein spezielles Machtgeflecht eingeschrieben. In einigen Aufsätzen werden die sozialen Auswirkungen dieser ökonomischen Machtverhältnisse auf einer lebensweltlichen Ebene beschrieben; damit rücken gerade auch soziale Milieus ins Blickfeld, die gesellschaftlich marginalisiert sind. Die Beschreibung ihrer gegenwärtigen Lebenssituation setzt der Aufschwung-Ost-Rhetorik und den regionalen energiepolitischen Fortschrittsmetaphern eine kritische Perspektive „von unten“ entgegen. Insofern impliziert der ethnologische Blick hier auch die Veröffentlichung eines Gegendiskurses: Wir verstehen Ethnologie also nicht als harmlose Beschreibung banaler Mikrowelten, sondern vielmehr als Spiegel und Auge sozialer Wandlungsprozesse, als ein Fach, das sich auch gesellschaftspolitisch einmischt.

Lausitzer Skizzen

Das Buch folgt in seinem Aufbau fünf Themenschwerpunkten. Das erste Kapitel „*Wende-Zeiten. Lebenswelten in einer Industrieregion*“ führt in den sozialen und kulturellen Wandel der Region ein und beschreibt diese historische Entwicklung auf der Ebene der Alltagswelten. „*Generationen antworten*“ zeigt, wie vier Mühlroser Generationen Industrialisierung, Abaggerung und Wende erlebten und verarbeiteten. Die sorbische Sprache und bestimmte Bräuche bilden dabei den Fundus eines realen und symbolischen Ortsbezugs, der sich über die Familien tradiert. „*Ohne Boxberg gingen in der halben DDR die Lichter aus*“ zeichnet am Beispiel von lebensgeschichtlichen Erzählungen, die sich rund um das Kraftwerk spannen, den Aufschwung und Niedergang eines Energiegiganten seit dem Ende der sechziger Jahre nach. In den biographischen Porträts spiegelt sich ein Kraftwerkerstolz wider, der spätestens mit der drohenden Arbeitslosigkeit seit der Wende brüchig geworden ist.

Im zweiten Kapitel „*Raum und Räumung. Von Regionalplanern und Kohlemigranten*“ werden Erfahrungen mit vollzogener und drohender Umsiedlung und Abaggerung beschrieben, die ergänzt werden durch Einblicke in die regionale Planungslogik. „*Schönes altes Dorf, schönes neues Dorf?*“ widmet sich den Lebenswegen von umgesiedelten Tzschellnern. Dieser erzwungene Migrationsprozeß zu DDR-Zeiten wird mit den gegenwärtigen Umsiedlungserfahrungen in Kausche ins Verhältnis gesetzt, wobei das Konzept der Sozialverträglichkeit kritisch hinterfragt wird. „*Wir planen hier nichts*“ beschreibt die Arbeit der Regionalen Planungsstelle Oberlausitz-Niederschlesien. Die „blühenden Landschaften“ einer „prosperierenden Region“ sind dabei die politischen Leitbilder, die die soziale Realität der Region konterkarieren. „*Hinterberg - verschwunden in zwanzig Jahren?*“ skizziert das Verhalten von Bewohnern, deren Umsiedlung bevorsteht, und dokumentiert die Reaktionen der Gemeinde auf den Braunkohlenplan.

Das dritte Kapitel „*Landschaftsbilder. Topographie und Ästhetik*“ nähert sich auf essayistischer, fotografischer und literarischer Ebene der Region an. „*Die Symbolik der Erratika*“ beschreibt die symbolische Markierung der Landschaft durch Findlinge, die als „Grabsteine“ für verschwundene Dörfer fungieren, neu erschaffene Biotope zieren oder Straßen flankieren. Der Fotoessay „*Bilder einer Landschaft*“ nimmt explizit einen distanzierten Blick ein und dokumentiert die Landschaft aus den Augen einer fremden Besuche-

rin, auf die der dörfliche Raum seltsam menschenleer wirkt. Dies läßt die Kohlegruben, Kraftwerke und Bagger als ästhetische Kulisse um so gigantischer erscheinen. „*Unbehauste Heimat*“ analysiert ausgewählte Lyrik sorbischer Schriftsteller hinsichtlich der poetischen Repräsentationsformen von sorbischer Identität, Heimatbezug und industrieller Dynamik. Literatur wird hier zur Suchbewegung, die feste Identitätskonzepte aufbricht.

Das vierte Kapitel „*Die Sorben. Fremdbilder und Selbstbilder*“ fragt nach den Bedeutungszusammenhängen und Ausdrucksformen sorbischer Kultur und Identität. „*Was macht Schleife sorbisch?*“ wählt einen interaktiven Ansatz und ethnographiert das gegenwärtige Reden über das Sorbische im Hauptort des Kirchspiels. Es geht hier um das situative Positionieren in einem Diskurs im Sinne von symbolischen Grenzziehungen; dabei wird besonders die Rolle der Volkskunde als Ethnisierungsinstanz thematisiert. „*Man konnte sich ja nicht mal in die Stadt trauen*“ fragt danach, inwiefern sozialer Aufstieg und die Selbstaufgabe ethnischer Identifikation in Rohne miteinander verknüpft sind. Diskriminierungen und ein antimodernes bäuerliches Stigma verhindern bis heute einen positiven Selbstbezug, auch wenn die DDR-Kulturpolitik sorbische Organisationen und Freizeitaktivitäten wiederaufwertete. „*Sorben oder Nicht-Sorben?*“ plädiert für die Auflösung dualistischer Identitätskonzepte, für eine Bikulturalität ohne eindeutige Grenzlinien, die zur Entscheidung zwischen „deutsch“ und „sorbisch“ zwingen. Gleichzeitig wird beschrieben, daß diese Positionierung gesellschaftlich immer wieder eingefordert wird und mit welcher ambivalenten Selbstbeschreibung die Mühlroser darauf reagieren. „... *weil ich Angst habe, daß das Sorbische verlorengeht*“ porträtiert eine junge Frau, die in sorbischen Folklore-Zusammenhängen aktiv ist. Sorbisches ist hier sowohl mit Sozialisation verknüpft als auch mit regionalem Identitätsbezug, aus dem sich das eigene Engagement speist. „*Jugendliche im Folkloreensemble*“ untersucht die unterschiedlichen Motivationen, die Schleifer Jugendliche dazu bewegen, sich diesem Verein anzuschließen. Tracht fungiert dabei vor allem als Freizeitkostüm, das den Mädchen Integration im Dorf bietet und gleichzeitig das Gefühl vermittelt, etwas Besonderes zu sein.

Im fünften Kapitel „*Vor Ort. Feldforschung und Interaktion*“ wird die ethnographische Begegnung als Erkenntnisquelle genutzt. „*Bei Bohne*“ beschreibt den Nochtener Getränkeshop, in dem sich eine Gruppe von Industriearbeitern regelmäßig zum Biertrinken trifft. In der Begegnung mit der Forscherin werden männliche Selbststilisierungen und Abgrenzungsmuster sichtbar, die auf ostdeutsches Selbstbewußtsein, Arbeiterstolz und milieuspezifischen Eigensinn verweisen. „*Der Jugendclub*“ skizziert den Konflikt zwischen der Schleifer Dorfjugend und Gemeindevertretern um die Gestaltung und Aneignung eines Freizeittreffs. Die Ethnographin gerät dabei zwischen die Fronten und gewinnt aus dieser ambivalenten Position heraus Einblicke in Erziehungsmuster und jugendlichen Lebensstil. „*Grenzen der Anerkennung*“ schließlich berichtet über den „first contact“ eines Studenten aus Bangladesch mit den Bewohnern Halbendorfs. Die Anwesenheit des „exotischen Fremden“ löst Rollenzuschreibungen und Verhaltensmuster aus, die auf den Umgang mit Ausländern im Dorf verweisen.

Schließlich ...

... ist das vorliegende Buch - gedacht als ein Lesebuch, das auch zur selektiven Lektüre einladen soll - das Produkt eines gemeinsamen Arbeitsprozesses, der sich das „forschende Lernen“ zum Prinzip machte und den engen universitären Raum überschritt. Entstanden ist ein Kaleidoskop von Beiträgen, die nicht den Anspruch haben, die Problematik der Region erschöpfend zu behandeln. Die Aufsätze sind nicht zuletzt deshalb so heterogen, weil die meisten aus einem offenen Feldzugang entwickelt wurden. Auch stilistisch haben sie unterschiedliche Konturen, die zwischen Essay und wissenschaftlichem Aufsatz chan-

„Das ist eine Region
voller Widersprüche“

gieren. Der Projektzusammenhang ermöglichte ein Ausprobieren des ethnologischen Handwerkszeugs wie der teilnehmenden Beobachtung, des biographischen Interviews und der dichten Beschreibung. Die Entscheidung für eine teilnehmende Beobachtung hat von vornherein eine Schwerpunktsetzung auf die Gegenwart nahegelegt; insofern fehlt diesen ethnographischen Erkundungen bisweilen die nötige historische Tiefe, wenn etwa die biographischen Erinnerungslinien sorbischer Diskriminierungserfahrungen im Nationalsozialismus nicht genügend kontextualisiert wurden.

Die mikroanalytische Nähe jedoch macht die Dinge größer und läßt so auch das Kleine schärfer erkennen; gerade den Sinn für Differenzen und Details kultureller Praxen zu entwickeln und lebensweltliche Phänomene in Beziehung zueinander zu setzen, ist eine der Stärken der Europäischen Ethnologie. Die Detailschärfe impliziert tendenziell aber auch einen selektiven Zugang: So fehlt in den Beiträgen zum Teil die stärkere Einbindung des Lokalen in gesellschaftliche Entwicklungen in Ostdeutschland. Gleichwohl wurden wir in unseren Diskussionen von der Mikroebene immer wieder auf politische Kontexte verwiesen, die wir freilich nicht ausreichend inhaltlich bearbeiten konnten. Dies betraf Fragen der Energiepolitik genauso wie Förderungszusammenhänge sorbischer Kultur oder die Minderheitenpolitik der Europäischen Union. Die Projektgruppe hatte im Rahmen eines Drittmittelprojektes die Chance, studentische Feldforschungserfahrungen zu machen, was angesichts der gravierenden finanziellen Einschnitte im Bildungsbereich heute noch weniger selbstverständlich ist als bisher. Ein erfahrungsnahes und anwendungsbezogenes Studium wird in Zukunft stärker auf solche Finanzierungsmodelle angewiesen sein.

Dieses erste gemeinsam von Laubag und der Stiftung für das Sorbische Volk (bzw. der Domowina) finanzierte Drittmittelprojekt hat uns aber auch das vielfältige Spannungsfeld von Macht- und Repräsentationsinteressen vor Augen geführt, in dem wir uns mitbewegten und das Positionierungen herausforderte. Begreift man sorbische Kultur als einen Produktionszusammenhang, der auch außerhalb des dörflichen Alltags liegt und an dem Domowina, Laubag, Medien, Sorbisches Institut und auch staatliche Instanzen beteiligt sind, so sind auch wir als universitäre Institution Teil dieses Zusammenspiels unterschiedlicher Interessengruppen. Wir arbeiteten in einem Diskurs- und Machtfeld, in dem über das Verschwinden, Bewahren und Fördern des Sorbischen verhandelt wird. So kann jede Aussage über die Zahl der Sorben als politisches Argument im Rahmen von Förderungszusammenhängen genutzt werden, und jedes Bestreiten der Existenz sorbischer Kultur kann diese Zuwendungen gefährden oder gar Abbaggerungen im „sorbischen Siedlungsgebiet“ politisch weniger brisant erscheinen lassen. Während sorbische Einrichtungen schon durch ihren institutionellen Auftrag verpflichtet sind, sorbische Kultur zu suchen, zu finden und als eine lebendige zu beschreiben, wollen sie nicht ihre institutionelle Existenz ad absurdum führen, so ist ein universitäres kulturwissenschaftliches Institut zwar tendenziell mit größeren Freiheiten ausgestattet, muß sich jedoch in einer aktuellen Wissenschaftskultur positionieren, die in der Regel damit beschäftigt ist, Kategorien wie „Ethnizität“, „Kultur“, „Nation“ usw. kritisch zu hinterfragen, zu dekonstruieren oder in ihre Funktionsmechanismen zu zerlegen. So haben dieses Projekt und die Diskussionen über sorbische Kultur zumindest unsere Aufmerksamkeit dafür geschärft, daß Wissenschaft selber Teil des Feldes ist, das sie vorgibt zu beschreiben.

„Das ist eine Region voller Widersprüche“ - mit diesen Worten begrüßte uns einer der Bürgermeister zu Beginn. Gerade das hat uns neugierig gemacht. Vielleicht vermittelt sich diese Neugierde und der Enthusiasmus, mit dem die Gruppe zumindest zeitweise und trotz manch erheblicher Konflikte an der Arbeit war, auch in den Beiträgen.

Wir möchten allen an diesem Projekt Beteiligten danken, die uns mit zahlreichen Hilfestellungen und Ratschlägen zur Fertigstellung des Buches verholfen haben. Dies gilt für die Kolleginnen und Kollegen am Berliner Institut für Europäische Ethnologie ebenso wie für Kommilitoninnen und Kommilitonen, Freunde und Bekannte, die die Fertigstellung so

mancher Beiträge ebenso kritisch wie unterstützend begleiteten. Unser besonderer Dank gilt den Bewohnern der Dörfer Schleife, Mühlrose, Rohne, Halbendorf, Trebendorf, Groß Düben, Nochten, Boxberg, den ehemaligen Tzschellnern und den Kauschern, die gegenwärtig ihre Umsiedlung zu bewältigen haben. Für die herzliche Aufnahme und die zum Teil sehr privaten Einblicke in Lebenszusammenhänge bedanken wir uns im Namen aller Projektteilnehmer bei den Gastfamilien, für die geduldige Bereitschaft, unsere permanenten Fragen zu beantworten, danken wir allen Gesprächs- und Interviewpartnern. Ihnen verdanken wir, daß uns die „Region voller Widersprüche“ vertrauter geworden ist.

„Das ist eine Region
voller Widersprüche“